

Zwischen «pfäggsä» und «uwadlich»

Eine neue App der Universität Zürich soll die Dialektvielfalt der Schweiz zeigen – Kulturschaffende erklären sie für Ob- und Nidwalden.

David Wurmet

Mundart ist in der Deutschschweiz nicht nur Alltag, anders als in der Romandie oder dem Tessin, sondern auch ein bedeutendes Identifikationsmerkmal. Doch Sprache ist ständig im Fluss und verändert sich. Das zeigt etwa die Verwendung von arabischen Wörtern wie «Masallah» oder «Habibi», die den hiesigen Wortschatz der jungen Erwachsenen aufmischen. Etwas diskreter ist der Einfluss bei folgendem Beispiel. Das allseits bekannte Wort «tschutte» hört sich sehr schweizerisch an, es stammt allerdings vom englischen «shoot» ab und wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert ins Schweizerdeutsche aufgenommen. Auch französische Einflüsse im Wortschatz und in Verben wie parkieren und spazieren gibt es zuhauf, hinzu kommen ganz eigene Mundartausdrücke wie «Glungge», «Gutsch», «süüferli», «Plagööri» oder «Hundsverlochete».

Den aktuellen Stand des Schweizerdeutschen abzubilden, ist wie die Büchse der Pandora zu öffnen. Doch im Rahmen eines Dialektforschungsprojekts der Universität Zürich wird genau das versucht. Die Projektgruppe lancierte die App «nöis gschmöis», mit deren Hilfe die Dialektvielfalt der Schweiz aufgezeigt werden soll. Dialektsprechende oder -verstehende Personen beantworten darauf 100 Fragen zu ihrer Mundart. Dies wertet das Team unter Anja Hasses Leitung aus und zeigt an hand von Karten die sich verändernden Dialektgrenzen. Schmiert man sich nun «Anke», Butter oder Schmalz aufs Brot? Gibt es eine Wähe, ein «Flade» oder ein «Chueche» zum Abendessen? Der Flickenteppich an Wortkreationen, grammatischen Unterschieden und Aussprachevarianten macht in der Zentralschweiz nicht halt. Brannte letzte Nacht etwa das «Huis», das «Huus», das «Hüüs» oder gar das «Höis»?

Zentralschweiz hebt sich ab

Erste Erkenntnisse aus der gesamten Deutschschweiz zeigen, dass sich die Zentralschweiz teilweise grammatikalisch vom Rest abhebt. Eine zusätzliche Präposition in/an zur Markierung des Dativs bei «i diir/der» oder «a diir/der» gibt es nur in der Zentralschweiz. Auch beim Wortschatz gibt es spannende Phänomene, besonders im Vergleich zur Vergangenheit.

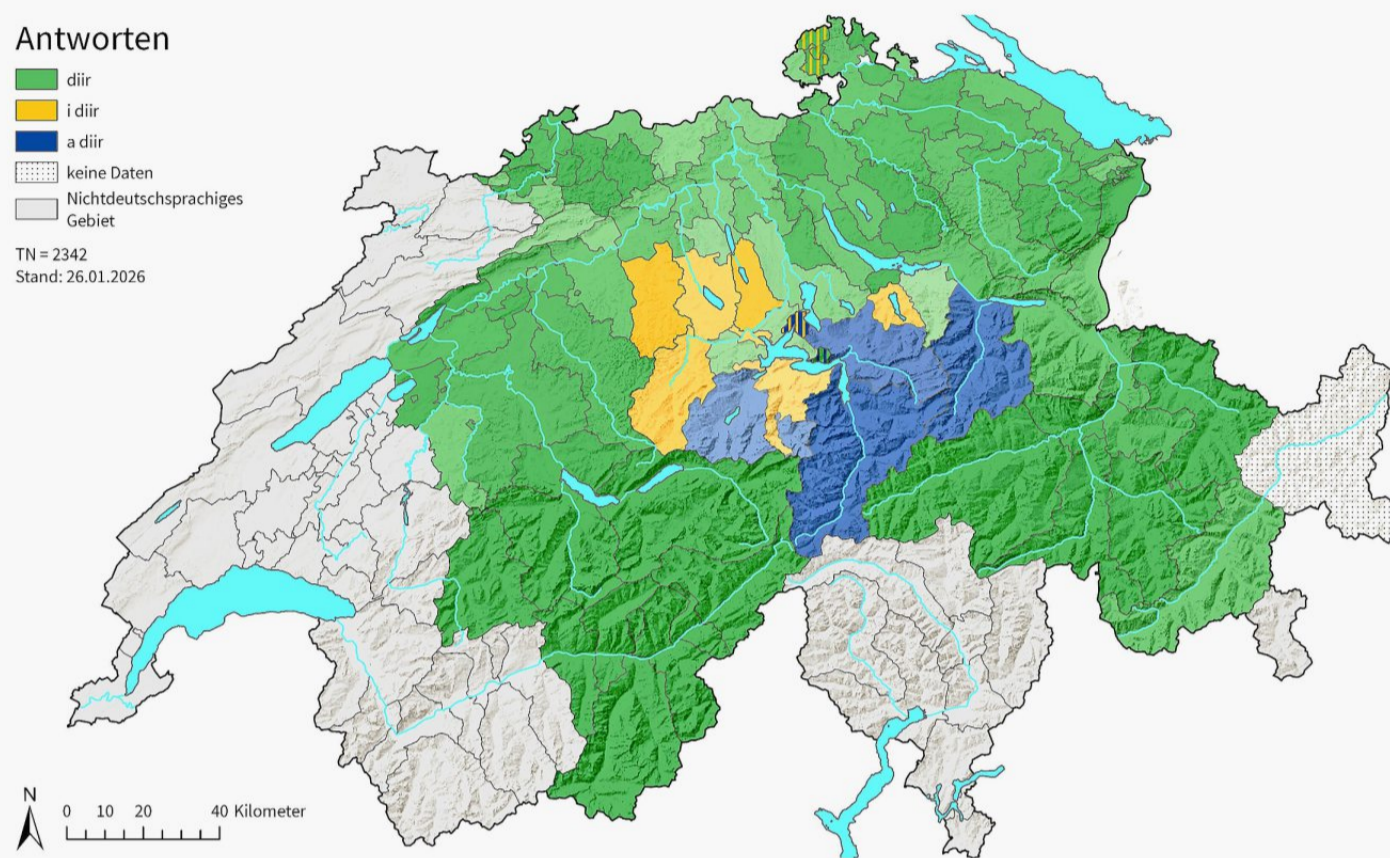
Wie die Karte des Sprachatlas der deutschen Schweiz zeigt, hat sich der Flickenteppich an Ausdrücken für einen Bonbon ständig gewandelt. In Nid- und Obwalden bezeichnete man das Bonbon um die Mitte des 20. Jahrhunderts noch als «Zuckerstei», laut den App-Daten wird heute «der Zuckerstei» vom Zürcher «Zältli» komplett vereinnahmt.

Im Gegensatz zu traditionellen Dialektumfragen mit mündlichen Interviews und

Aber ich habe doch das Buch dir geschenkt.

Antworten

- diir
 - i diir
 - a diir
 - keine Daten
 - Nichtdeutschsprachiges Gebiet
- TN = 2342
Stand: 26.01.2026



«Nöis gschmöis»-Karte 2026 mit der präpositionalen Dativmarkierung, die besonders in der Zentralschweiz verwendet wird.

Bild: zg

ausgewählten Informantinnen und Informanten beruht die App «nöis gschmöis» auf Daten von dialektsprechenden Personen – unabhängig von Alter, Herkunft und Muttersprache. In den Kantonen Nid- und Obwalden gibt es dahingehend noch Nachholbedarf. Bei der Karte «dir geschenkt» nahmen etwa in Nidwalden zwölf Personen teil und in Obwalden 26. Zum Vergleich: In Zürich waren es 165. Bei den anderen Karten verhält es sich ähnlich. Die Karten basieren auf dem Dominanzprinzip. Das heisst, wenn nur eine Person des Kantons die Frage auf der App beantwortet hat, spricht er oder sie damit gleich für den gesamten Kanton.

Der Dialekt von «hinne fire»

Dass das ohne vertiefte Analyse der Auswertung problematisch sein kann, zeigen auch Gespräche mit ausgewiesenen Dialektkennern aus der Region. Der Nidwaldner Dialekt sei an sich schon sehr vielfältig, wie der Präsident des Historischen Vereins Nidwalden, Simon Mathis, sagt. «Als ich nach Stans ans Kollegi ging, wurde ich von den Stansern (und Hergiswilern) schräg angeschaut», sagt der gebürtige Wolfenschiesser Mathis.

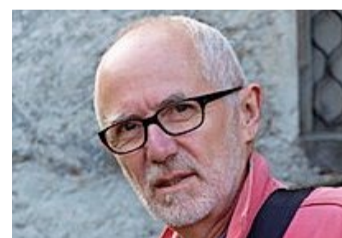
Die typische Doppelvokalisierung mit «meyis» anstatt «müs» der Nidwaldner wird auch erst entlang des Engelbergtals intensiver, in Stans ist sie untypisch. Der Stanser Dialekt unterscheidet sich deutlich vom Nidwaldner Dialekt, wie er zum Beispiel im Engelbergertal, in Buochs oder Beckenried gesprochen wird, erläutert die Radiojournalistin, Historikerin und Kulturvermittlerin Brigitt Flüeler. «Marco Odermatt etwa

«Marco Odermatt spricht Buochser Dialekt, keinen Stanser.»



Brigitt Flüeler
Radiojournalistin, Historikerin und Kulturvermittlerin

«In Sarnen sagt man «Frai», in Giswil «Froi» und in Lungern «Frouw».»



Geri Dillier
Theater- und Hörspielregisseur und Kulturvermittler

spricht einen Buochser Dialekt, keinen Stanser», fügt sie hinzu. Feine Unterschiede gebe es selbst unter den einzelnen Nidwaldner Dörfern. Das liege unter anderem an der alpinen Zerklüftung des Gebietes, meint auch die Dialektforscherin Gabriela Bart.

Die Geografie ist unter anderem ein wichtiger Einflussfaktor für die Veränderung des Dialekts, was sich mit der steigenden Mobilität zusehends verändert. Diese Veränderung sieht man auch darin, dass heute je länger je mehr das «l» wie im Luzerner Dialekt als «au» oder «u» ausgesprochen wird. So wird aus «Milch» «Miuch», aus «Nidwalde» «Nidwaude». «Wenn ich heute Jugendliche sehe, die Nidwaldner, bin ich erstaunt und erfreut», sagt Flüeler. Zudem seien die jungen Nidwaldnerinnen und Nidwaldner sehr mobil, was sich auch in der Sprache niederschlägt. Unterschiede zwischen dem Ob- und Nidwaldner Dialekt sieht Flüeler in der Melodie und in der Aussprache. Dazu gibt es ein passendes Sprichwort: «Hemmlü, Händ und Hentsche sägid d'Obwaldner Mentsche. Hämmlü, Händ und Hantsche sägid d'Nidwaldner Mänsche.»

Der alpine Mundartgraben lässt sich allerdings nach wie vor an verschiedenen sprachlichen Eigenheiten ablesen. Exemplarisch dafür steht das Verb schneien. In den Alpen ist die Rede von «schniie» und im Mittelland wird dasselbe Wort durchgehend mit «ei» oder «äi» ausgesprochen. Trotzdem halte sich der Nidwaldner Dialekt hartnäckig, so Mathis, weshalb er Ausdrücke wie «uwadlich» (ausserordentlich), «hibschili» (langsam) und «hämmlifäiss» (hinterlistig) auch heute noch in

der Zentralbahn höre. Aus Sicht von Mathis ist der Dialekt eng mit der Identität von Nidwalden verknüpft. Das zeige sich etwa auch daran, dass Sagen und Mythen aus dem Kanton oft auf Dialekt überliefert wurden.

Obwalden ist ein Dialekt-Flickenteppich

Der Theater- und Hörspielregisseur sowie Kulturvermittler Geri Dillier befasst sich seit Jahrzehnten mit der gesprochenen Mundartssprache. Obwalden sei in Bezug darauf sehr vielfältig, und mit den Ortschaften Engelberg und Lungern habe man selbst innerhalb des Obwaldner Dialekts völlig unterschiedliche Ausdrucksformen, die einer gesonderten Betrachtung bedürfen.

Orientiert man sich allerdings entlang des Sarneraats zwischen Lopper und Brünig mit Sarnen und Alpnach als Ausgangsdialekt, verändert sich die Mundart auch stark. Bereits in Giswil und Sachseln sagt man etwa nicht mehr «Hämmlü», sondern «Hemmlü». Geht man weiter ins Melchtal oder nach Stalden und Lungern, spricht man nicht mehr von «luege», sondern von «lioge» oder nicht mehr «Bueb», sondern «Bib». Am Beispiel von Frau wird die Dialektveränderung deutlich: In Sarnen sagt man «Frai», in Giswil «Froi» und in Lungern «Frouw». Der Dialekt in Engelberg hat sich als geografische Exklave als melodische alemanische Sprache mit besonderem Singsang eigenständig entwickelt. Ein Beispiel: Sagt man im Sarneraatal «niin», heisst es in Engelberg «nuin».

«Veränderungen gehören dazu»

Mischformen gibt es wie überall auch in Obwalden und nur noch etwa 30 Prozent der Bevölkerung sprechen einen Obwaldner Dialekt. «Veränderungen gehören dazu», sagt Dillier. Aus historischer Sicht ist das auch ganz normal, sieht man die Menge an Wörtern, die Schweizer Söldner aus Frankreich und Italien in die Schweiz getragen haben. Von daher rühren etwa Begriffe wie «Schrünerbuitig» für eine Schreiner-Werkstatt, oder «trumpiere» vom französischen tromper, was mit täuschen übersetzt werden kann. Auch das «Fazäneetli» (Taschentuch) hat seinen Ursprung im Soldatendienst und stammt vom italienischen fazzoletto. Dillier kommt geradezu ins Schwärmen bei den vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten, die die gesprochene Sprache bietet.

Über Klang, Betonung, Melodie und Lautstärke kann Mundart viele Feinheiten ausmachen, die verknappend oder verdichtend wirken. Bei Übersetzungen für Theaterstücke oder Hörspiele müsse man in die Mundart eintauchen, als würde man eine andere Sprache sprechen. Mit Freude teilt Dillier seine liebsten Obwaldner Ausdrücke mit. Dazu gehören «ghirme» (ausruhen), «tiissele» (anschleichen) oder das lautmalrische Wort «pfäggsä» (niesen).

Das Schweizerische Idiotikon

Mundarten Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert breitete sich zusehends Schriftdeutsch als Sprache aus. Das Interesse an den Mundarten war allerdings gross und mit der Befürchtung der aussterbenden Dialekte im Hinterkopf erstellte man 1862 das «Schweizerische Idiotikon», ein Wörterbuch zur Sicherung der

Dialekte. Während des 2. Weltkriegs wurde die Verwendung von Mundart gar als Teil der geistigen Landesverteidigung angesehen. Das Werk ist bis heute nicht fertiggestellt: «Wir sind momentan am Buchstaben Z», sagt Gabriela Bart, Redaktorin am Schweizerischen Idiotikon. Das gedruckte Werk soll 2030 fertiggestellt sein. (wud)